

(Nachdruck verboten.)

14) Der Manksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Cäsar lehrte das Rauhe heraus. „Beh' auf Dein Zimmer, Mädchen," befahl er, „und komme mir eine Woche lang nicht wieder heraus.“

„Sehen Sie nur," sagte Noß. „Um Ihre Willen, Rätche, will ich den alten einfältigen Tropf schonen.“

„Mich wollen Sie schonen, Herr?" schrie Cäsar. „Ich erinnere mich noch des Tages — doch ich danke Gott für seine Gnade, die mich von Gewaltthat zurückhält! Mich schonen! Wenn Sie das vor fünf und zwanzig Jahren gesagt hätten, so würde Ihr Kopf gegen die Wand gestogen sein, daß Ihnen Hören und Sehen vergangen wäre.“

„Jetzt ist's aus mit der Schonung!" rief Noß. „Nehmen Sie das da und das.“

Die Frauen kreischten laut auf, und zwei Klatschende Schläge trafen Cäsars Gesicht. Im nächsten Augenblick stand Philipp zwischen den beiden Männern.

„Hier hinaus!" rief er Noß zu.

„Wenn mir's beliebt —" erwiderte Noß.

„Hier hinaus, sag' ich Ihnen!" erklärte Philipp.

Noß schlug ein Schnippchen. „Wie Sie wünschen —" sagte er dann und folgte Philipp zum Hause hinaus.

Rätche war im ersten Schrecken hinaufgeeil. Fünf Minuten später lief sie aber schon mit angstvollem Gesicht, ein Tuch um Kopf und Schultern gebunden, die Straße hinunter. In der Brücke begegnete sie Kelly, dem Briefträger.

„Welchen Weg haben sie eingeschlagen?" keuchte sie — „der junge Vallawhaine und Philipp?"

„Ich sah sie nach dem Curragh — Moor — hinunter eilen," sagte Kelly, und Rätche in ihrem Tuch slog wie ein Vogel in dieser Richtung davon.

V.

Die jungen Leute schritten weiter, ohne ein Wort zu sprechen. Philipp ging scharf ausgreifend drei Schritte voraus. Sein Gesicht war bleich, der Mund fest geschlossen, die Arme hingen ihm steif herab, er warf den Kopf zurück, runzelte die Stirn, und sein Atem ging laut und schwer. — Noß schlenderte mit erkünstelt nachlässiger Miene hinterher neben seinem Pferde, dem er den Zügel über den Kopf geworfen und ihn dann um seinen Arm geschlungen hatte; unter dem andern Arm trug er die Reitgerte, und beide Hände steckten tief in den Hosentaschen. Wo sie gingen, war kein Weg, sondern nur ein Karrengelände, hier und da von einem Gatter unterbrochen; rechts und links lagen viereckige Torfgruben, halb mit Wasser angefüllt.

Die Tage waren lang, und es fehlte noch nicht an Licht. Hinter dem Stechginster, den Erlen, dem Schilf, den Binsen, den Salweidenbüschen des Flachlandes ging die Sonne in einem goldenen Streifen über dem Meere unter. Sie hatten den Geruch von verbranntem Torf, von knisternden Holzschichten, von Fischen und vom Kuhstall hinter sich gelassen und waren nun in den Bereich des blühenden Ginsters, des dunstigen Moorbodens und der Lachen gekommen.

„Sind wir nicht weit genug?" rief Noß; doch Philipp trieb immer noch vorwärts. Endlich hielt er auf einem freien Plage an, wo der Ginster niedergebrannt worden war; dessen schwarze Nester gaben dem Ort ein trostloses Ansehen, alles Leben schien erstickt. Kein Haus war in der Nähe zu sehen, keine Spur von Anbau, so weit man auch blicken mochte; nur eine Windmühle am Rande des Meeres und der häßliche Turm einer Kirche, der sich gleich dem Schornstein eines Dampfschiffes zwischen Himmel und Wasser erhob.

„Wir sind endlich allein," sagte Philipp heiser.

„Das sind wir" — bestätigte Noß und brach mitten in der Melodie ab, die er vor sich hingehummt hatte. „Und da Sie mich nun hierher gebracht haben, beliebt es Ihnen vielleicht, mir zu sagen, wozu wir hier sind?"

Philipp zog sich statt aller Antwort Rock und Weste aus.

„Sie werden doch aus dieser dummen Geschichte keinen ernsthaften Handel machen wollen?" sagte Noß, der, an sein

Pferd gelehnt, mit der Ferse gegen die Sohle eines seiner Stiefel schlug.

„Ziehen Sie den Rock aus!" rief Philipp dumpf.

„Was kann ich dafür, wenn ein hübsches Mädchen" — hob Noß wieder an.

„Wollen Sie den Rock ausziehen?" schrie Philipp.

Noß lachte. „Ach, jetzt erinnere ich mich unsres Gesprächs von neulich abend. Sie sind aber doch nicht der Meinung" — sagte er, indem er nach den Fliegen schnippte, die den Kopf des Pferdes umschwärzten — „daß, weil die kleine Person den in der Ferne weilenden Tölpel vergiftet . . .“

Philipp ging mit geballter Faust und bebenden Lippen auf ihn los und sagte: „Sie müssen mit mir boxen!"

Noß lachte wieder. Das Blut war ihm aber zu Kopf gestiegen, und er sagte spöttisch:

„Ich kann wohl sagen, daß ich mit dem Mädchen fertig sein werde, noch ehe der Mensch . . .“

„Sie sind ein Schurke, und wenn Sie es nicht mit mir aufnehmen wollen . . .“

Noß schlenderte die Reitgerte von sich. „Wenn ich muß, so muß ich —" sagte er und warf die Zügel des Pferdes über den vertohnten Ast eines halb verdorrten Wachholderbaumes.

Eine Minute später standen sich die jungen Leute Aug' in Aug' gegenüber.

„Halt!" rief Noß. „Lassen Sie sich erst etwas sagen — es ist nur recht und billig. Seit ich in London war, hab' ich eins und das andre gelernt. Ich habe mit Leuten gekämpft, die Muskeln hatten, habe Leuten von Talent gegenüberstanden und kann selbst etwas mitthun. Ich habe aber niemals gehört, daß sich ein Schlag parieren läßt.“

„Sind Sie fertig?" rief Philipp.

„Wie's beliebt. Sie werden bald eins weg haben und nach nichts weiterem verlangen.“

Die jungen Leute schienen einander wenig gewachsen. Noß in Reithosen und Hemd, mit kugelumrundem rotem Gesicht und gespreizten Beinen, mit Armen fest wie Eichenholz und mit Muskeln wie Weidenzweige; Philipp, in Hemd und Kniehosen, mit langem blondem Haar, vor Erregung zuckendem Gesicht und zarter Gestalt: tapferer Mut kämpfte hier allein gegen Kraft und ziemliche Geschicklichkeit.

Wie ein Windstoß fuhr Philipp auf seinen Gegner los, nach rechts und nach links schlagend, bis er von einem Faustschlag linker Hand getroffen, zurücktaumelte.

„Da haben Sie's," sagte Noß, gelassen lächelnd. „Sagte ich's Ihnen nicht? Das ist für den Anfang der alte Bristoll-Bull-Schlag.“

Philipp stürzte noch einmal drauf los, aber ein wuchtiger Schlag, der ihm die Unterlippe spaltete, trieb ihn zurück.

„Da haben Sie einen zweiten," sagte Noß. „Ist's nun genug?"

Philipp hörte nicht, sondern sprang wieder hitzig auf Noß ein. Im nächsten Augenblick lag er am Boden. Noß nahm jetzt eine Miene äußerster Geringschätzung an. „Ich kann doch nicht die ganze Nacht nach Ihnen schnippen.“

„Spotten Sie, wenn Sie mich überwunden haben," rief Philipp, der schon wieder auf den Füßen stand, etwas zerfahren, aber voll frischen Mutes und hartnäckiger Entschlossenheit.

„Es wird Ihnen schlecht ergehen," sagte Noß. „Ich dachte, Sie hätten schon genug abbekommen.“

Philipp warf sich zum viertenmal auf seinen Mann und sank noch schwerer als zuvor nieder, von einem starken Schläge getroffen, der sich in seine Brust geböhrt zu haben schien.

„Ich kann doch mit einem Gegner nicht immer weiter kämpfen, der so hinfällig ist wie meine alte Großmutter," spottete Noß.

Seine Geringschätzung aber wich; es wurde ihm unbehaglich zu Mute, da Philipp ihm schon wieder so wild wie zuvor gegenüberstand.

„Kämpfen Sie mit Ihresgleichen!" schrie er.

„Mit Ihnen will ich kämpfen, mit Ihnen!" grollte Philipp.

„Sie sind mir nicht gewachsen, geben Sie's auf. Auch fängt es schon an, dunkel zu werden.“

„Es ist immer noch hell genug. Drum nur zu!“
 „Es ist niemand hier, vor dem Sie sich zu schämen
 brauchen!“

„Nur zu, sage ich!“
 Philipp wartete nicht, sondern sprang auf ihn los wie
 ein Tiger. Roß parierte den Schlag, wich aus und machte
 Scheinangriffe; sie packten einander und schwankten hinüber,
 herüber — ein Ringkampf fand statt, und wieder fiel Philipp
 zu Boden, daß es dröhnte.

„Wollen Sie nun aufhören?“ fragte Roß.
 „Nein, nein und abermals nein!“ rief Philipp auf-
 springend.

„Ich werde Sie auffressen. Ich bin ein Werwolf, das
 sage ich Ihnen.“ Allein seine Stimme bebte, und Philipp,
 blind vor Leidenschaft, lachte.

„Es wird Ihnen übel bekommen,“ sagte Roß.
 „Was thut's?“ sagte Philipp.
 „Sie könnten des Todes sein.“

„Immerhin.“
 Roß versuchte, spöttisch zu lachen, aber ein heiseres Gurgeln
 würgte ihm in der Kehle. Er fing an, zu zittern. „Der
 Mensch merkt es gar nicht, wenn man ihn kurz und klein
 schlägt,“ murmelte er. Einen lauten Fluch ausstößend, trat
 er von neuem an, sein Blick war scheu und böse. Gleich
 brennenden Wurfgeschossen fielen seine Schläge, aber sie
 glitten von Philipp ab wie von einem glatten Felsen.
 Blut regnete wie Wasser an ihm herunter — er stand
 jedoch fest.

„Zu was soll das führen?“ rief Roß. „Lassen Sie's
 aus sein.“

„Erst muß es mit mir selber aus sein,“ keuchte Philipp.
 „Wenn Sie es nicht aufgeben wollen, thue ich's,“ er-
 klärte Roß.

„Das sollen Sie nicht.“
 „So mag der Sieg auf Ihrer Seite sein.“
 „Das will ich nicht.“
 „Sagen Sie, daß Sie mich überwunden hätten.“
 „Erst will ich es thun.“

Roß schlug eine gellende Lache auf, doch zitterte er wie
 ein gepeitschter Köter. Schäumend vor Wut stellte er sich
 wieder an, nahm alle seine Kraft zusammen und ließ einen
 Schlag auf Philipps Stirne niederfallen, der wie ein Hammer
 auf einem Sarg klang.

„Haben Sie nun genug?“ schnaubte er.
 „Nein, bei Gott!“ schrie Philipp. Von dem verbrannten
 Ginsten, der den Boden deckte, war er kohlschwarz,
 außer wo das Blut rot an ihm niederrann.

„Der Mensch trachtet mir nach dem Leben,“ murmelte
 Roß. Er sah sich scheu um und sagte: „Ich will ja dem
 Mädchen kein Leid anthun . . .“

„Sie sind ein Lügner!“ schrie Philipp.

Mit einem Blick voll Bosheit griff Roß nun Philipp
 wieder an. Es war jetzt auch ein Kampf zwischen Recht
 und Unrecht, nicht nur zwischen Mut und Stärke.
 Die Sonne war schon ins Meer gesunken, die
 Weidenbüsche zitterten im Zwielicht, ein Flug Krähen krächzte
 über ihnen. Schläge wurden nicht mehr gehört. Roß hielt
 Philipp in schredlicher Umarmung fest und drückte ihn auf
 ein Knie nieder. Philipp raffte sich wieder auf. Roß schnürte
 ihm den Leib zusammen und preßte ihn rückwärts zu Boden,
 wobei er ihm schwer auf die Brust fiel und mit dem Geheul
 eines wilden Tiers die Worte hervorstieß: „Mit mir willst
 Du kämpfen, mit mir? So steh auf! Steh doch auf!“

Philipp stand aber nicht auf, und Roß fing mit brutaler
 Wildheit an, ihn zu knuffen und hin und her zu schütteln, er
 kauerte neben ihm, als er plötzlich von hinten einen Schlag
 ins Gesicht bekam und dann einen zweiten und dritten,
 während eine Hand ihn am Hemdtragen packte und würgte
 und eine Stimme rief: „Laß los, Du roher Geselle — Los!
 Laß ihn los!“

Roß ließ von Philipp ab und wandte sich, um dem An-
 griff zu begegnen.

Es war das Mädchen. „O, Sie sind es — Sie?“
 keuchte er.

Sie glück einer Furie. „Sie Wüterich! Sie Bestie! Sie
 Kröte!“ schrie sie und warf sich über Philipp hin. Er war
 ohne Bewußtsein. Sie legte seinen Kopf auf ihren Schoß, und
 alle Schen, alle Vorsicht, alle Ueberlegung vergessend, nur von
 einem Gedanken erfüllt, küßte sie ihm Wagen und Lippen und
 Augen und Stirne, in dem sie weinend schrie: „Philipp! Ach
 Philipp! Ach Philipp!“

Roß stand bebend dabei. „Lassen Sie mich doch nach
 ihm sehen“, stammelte er; Käthe aber schoß einen Blick nach
 ihm, der ihn traf wie ein Pfeil, und kreischte: „Wenn Sie
 ihn wieder anrühren, erwürge ich Sie!“

Roß sah Philipp ins Gesicht und war entsetzt. Er eilte
 nach einer Torfgrube, fuhr mit beiden Händen in die Lache
 und brachte etwas Wasser herbei. „Nehmen Sie“ — sagte
 er — „lassen Sie mich ihm um Himmels willen den Kopf
 damit waschen.“

Er benetzte mit dem Wasser die bleiche Stirn und
 wendete dann die Augen ab, während das Mädchen Philipp
 mit neuen Küffen und flehenden Worten ins Leben zurückzu-
 rufen suchte.

„Atmet er? Fühlen Sie nach seinem Herzen. Kein
 Pulsschlag. O Gott!“ sagte Roß. „Es ist meine Schuld
 nicht.“ Er blickte wild umher; er sann auf Flucht. „Geht
 es jetzt besser?“

„Was kümmert es Sie — Sie Elender?“ sagte Käthe
 mit flammendem Blick. Dann begann sie ihr Werk von
 neuem. „Komm zu Dir, Du Vieber, komm doch zu Dir!“

Philipp öffnete die Augen mit starrem Blick und richtete
 sich auf den Ellenbogen in die Höhe. Sofort zog sich Käthe
 von ihm zurück und fing an, still für sich zu weinen; sie war
 wieder ganz Weib, und ihr moralischer Mut war ver-
 schwunden.

Ebenso schnell hatte Roß seine Fassung wieder gewonnen.
 Er schaute spöttisch drein, lachte, hob die Reitgerete auf und
 ging zu seinem Pferde hinüber.

„Sind Sie verletzt?“ fragte Käthe leise.
 „Sie sind es, Käthe?“ flüsterte Philipp.

Bei dem Ton seiner Stimme, die so schwach, fast erloschen
 klang, brach sie in Thränenströme aus.

„Ich hoffe, Sie vergeben mir,“ stöhnte sie. „Ich hätte
 Ihre Warnung beherzigen sollen.“

Sie trocknete ihm das Gesicht mit dem offenen Ärmel
 ihres Kleides ab, er aber arbeitete sich nun auf die Füße
 empor.

„Stützen Sie sich auf mich, Philipp.“

„Nein, nein, ich kann gehen.“

„Nehmen Sie meinen Arm —“

„O nein, Käthe, ich fühle mich stark genug.“

„Nur mir zu Gefallen.“

„Nun gut.“

Mit eifersüchtiger Wut sah Roß es mit an. Sein Pferd,
 das während des Kampfes scheu geworden war, hatte sich
 um und um gedreht, bis die Zügel sich zu einem Knoten um
 den Baumstumpf verschlungen hatten; er peitschte das Tier
 so lange zurück, bis es um ihn selbst herumließ. Dann schwang
 er sich in den Sattel und zerrte das Pferd an der Kinnkette
 zurück, daß es sich bäumte. „Nieder!“ schrie er mit einem
 Fluch und hieb es roh über den Kopf.

Inzwischen war Käthe mit Philipp am Arme an ihm
 vorübergegangen und sagte sanft: „Fühlen Sie sich jetzt besser,
 Philipp?“

Roß, der es mit verbissenem Groll gewahrte, stieß aus
 brennender Kehle eine rauhe Lache hervor und sagte: „O —
 Sie brauchen sich über ihn keine Gedanken machen. Wenn
 Ihr zweiter Schlag so für Sie kämpft wie dieser, können Sie
 zufrieden sein. Es war Ihnen wohl um den dritten zu
 thun? Oder wollten Sie mich nur als Köder gebrauchen?
 Warum küssen Sie ihn denn jetzt nicht, da er's weiß und
 fühlt? Aber ist er nicht ein wunderbarer Mensch, daß er
 Sie eines andern wegen beschützt; nur für den andern ge-
 kämpft hat — he? Nichts als Schwindel, Lug und Trug!
 Führen Sie ihn nach Hause, und der Fluch des Judas treffe
 Euch beide!“

Roß brach nach diesen Worten in ein wildes, verächtliches
 Gelächter aus, hieb sein Pferd über Nase und Ohren und rief:
 „Nieder, du Bestie, nieder!“ Dann sprengte er im Galopp
 über das offene Moor davon.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Des Pastors Riecke.

(Komödie in drei Aufzügen von Erich Schlaikjer.)

Die Pastoren sind hoffähig geworden, Hurra! Und sie erklimmen
 sogar den steilen Gipfel der Litteraturfähigkeit — wenn sie auf Pfarrer
 Raumanns „national-socialen“ Katechismus schwören, denn so will es
 „Pastors Riecke“ von Erich Schlaikjer! Weder Fisch noch Vogel scheint
 mir dieser Pastor Hans Dahl, der irgendwo in einem holsteinischen

Heidedorfe im profanen Saccohabit Herrn Raumann-Schlafers blutleere Weisheit an die Bauern verzapfen soll. Eigentlich kam Hans Dahl — die Erinnerung an die Schulbank bringt das so mit sich — aus Ultima Thule vom blauen Voedlin-Himmel der alten Griechen her, für deren Heidenhaftigkeit er noch ein gut Stück Schwärmerei auf die Kanzel brachte. Er sagt ja selbst, daß er „zunächst aus „ästhetischen Gründen“ Pastor geworden ist. Was wissen aber die einfachen Heidedörfler von den Griechen — stinmalen sie ja ihre eigene Anschauung von Welt und Dingen haben, die ihre direkte Umgebung ausmachen? Da bleibt Hans Dahl schlechterdings nichts übrig, als umzulernen. Das ist ganz löblich zu hören. Und mich dünkt, daß der Vorwurf würdig eines großen Dramatikers vom Schläge Ibsens wäre, um zu zeigen, was der Geistliche vom Volke lernen könnte! Anders Hans Dahl. Der steckt sich den Raumann-Katechismus in die Saccotafche — und steigt, ein Held vom Kopf bis zur Zehe, schnapsreformwütig unter die armen Dörfler. Es dauert nicht einen halben Lustspielakt, und der Pfarrer ist entzückt über den „Glauben“ der Leute, die er im Handumdrehen zu national-socialen Proselyten umgemodelt zu haben wähnt. Hehlich wie Hutten jubelt er: es ist eine Freude, als Pfarrer Raumann in Holstein zu leben. Aber nein, die Enttäuschung rückt über den Ahnungslosen, gleich einer dunklen Wetterwolke. Warum mußte er auch einen Anti-Alkoholikerverein „Guttempler“ gründen? War das notwendig? Soffen die Bauern wirklich so stark? Nirgends wird das dem Zuschauer verraten. Aber selbst wenn dem so gewesen wäre, siehe es nicht den Gaul beim Schwanz aufzukümmern? Nur ein Phrasen wird solch einen Lapetus Alkoholicus machen. Hätte Hans Dahl Marx' „Kapital“ studiert, dann müßte er wissen, daß der Schnapsteufel eine Folge des wirtschaftlichen Elends ist. Dann aber hätte er den Ursachen dieses irdlichen Elends nachgespürt und hätte sein „seelsorgerisches“ Augenmerk auf die Verbesserung der wirtschaftlichen Existenz des Volkes gerichtet — doch niemals vorher den Guttemplerverein gegründet. Diese besagte Gründung bildet in Schlafers „Komödie“ deren springenden Punkt. Und das ist der Kardinalfehler des Stücks. Nicht bloß darum, weil jene Gründung infolge Schlafers bisherigem Unvermögen ein Waffersuppen-Problem geliebt ist, sondern oben-dreien, weil dieses undramatisch hinter die Scene gelegt wurde, mithin für den Zuschauer total verloren geht. Ein Problem aber, das nicht in Handlung umgesetzt wird, ist kein Problem! Gerade von dieser Guttemplerei mußte Schlafers, wenn er sie dem nun schon zum tragischen Motiv erkoren hatte, ausgehen. Aus ihr mußte die Handlung für das ganze Stück hergeleitet werden. Der Autor bleibt aber in den Ansätzen stecken. Lieber bestrebt er sich, von außen etwas hineinzutragen, was wie „Handlung“ aussehen soll, aber beileibe keine ist. Er bedient sich dazu der alten anstrangierten Siedenpferde der Romantiker. Sein „Schicksal“ spult hier in Gestalt der Schwefter des Pfarrers, Frau Dagmar von Helken, hinter den Coulissen, oder hucht als feudal angefränkelt, nebenbei moralisantes Weib über die Bühne. Denn ihr „Verhältnis“ zu dem geldprozigem, im übrigen ziemlich stupiden „Konjul“ und Zampfsägennüblen-Besitzer Malming ist zwar nicht genügend vom Dichter aufgezeigt, läßt aber jedenfalls „tief blicken“. Der „Konjul“ also ist ihr Helfer. Aber was bezweckt oder thut sie denn? Eigentlich nichts, was wir sehen können. Nur die „andern“ sagen es. Sie bringt die „Guttempler“ richtig hinter dem Rücken des Bruders und der Zuschauer dahin, dem eignen Gründer und Vorstand, das ist Pfarrer Dahl, die Mitgliedschaft zu entziehen. Ich glaube, das hätten sie auch so gethan, wenn sie von Hans aus genutzt hätten, wie schlecht sich der Pfarrer aufs Volk und auf die ökonomische Wissenschaft versteht. Mithelferin ist hier aber noch die eigne Köchin des Geistlichen, allerdings nicht direkt. Der Autor hat ihr früher, als sie noch in Berlin Kellnerin war, in Gestalt eines Kindes einen in den Augen der pastöralischen Schwefter als moralischer Defekt stehenden dunklen Fleck angehängt. Dieser Fleck läßt, meint Schlafers, erklärlich erscheinen, warum der Pastor den Verein gegründet hat. Der Verein aber wirft sich zum Dank dafür tugendhaft in die Brust und ein verstoffener Schuster, der einzige Kerl, der mir „vernünftig“ denkt, spielt die „rächende Nemesis“. Er schleibt den Pfarrer hinaus und setzt sich als Vorstand an die Spitze der Antialkoholiker. Das Stück wäre nun eigentlich aus. Aber das will weder der jüngere Bruder des Pfarrers, ein hiesiger Studiosus medicinas Swend Dahl, der vom Dichter als Deus ex machina, als „Gott aus der Maschine“ verwendet wird, noch will es „Niele“, die Köchin. Also sehen wir den Pastor, zwar sehr gern, noch einen dritten Akt lang auf der Bühne. Er greint und weint und flucht und wehert, daß es eine Art hat. Die Schwefter schmüht ihm tapfer, nachdem sie sich verfühnt haben, und der schwächliche Bruder Pastor ihr in die Hand versprochen hat, sich vom „Volke“ abzuwenden. Er thut auch wirklich sehr enttäuscht, der arme Pastor. Er schwadroniert von „Kämpfen“, und hat doch keinen gekämpft, von „Mühsen“, gerantelt „Glück“, „Glauben“ und sonst netten Dingen. Er ruft pathetisch, daß keine Macht auf die Dauer dem „Guten“ widerstehe — aber wo ist das „Gute“, da man die Gründung eines Alkoholikervereins schwerlich als eine Jahrhundert überdauernde Heldenthat anzusehen geneigt sein wird! Weil er aber auch Riesiges Kapitel von der „Herrenmoral“ gelesen zu haben scheint, so bestimmt er sich rasch, daß die „Armut“ — damit meint er seine Dörfler — „doch wirklich niedrig“ aussehe. Ergo spricht er über die „Armut“ sein Anathema aus, währenddem die Köchin all ihr Berlinerisch zusammengekommen hat, den verzweifeltsten, weiblich geknickten Flecker aufzurichten. Und

wenn uns Schlafers auch unbefriedigt entläßt, wir vermögen uns einen Vers darauf zu machen, daß Hans Dahl mit seinem Pastorenrod auch den Charakter weggeworfen hat. Vielleicht zeigt ihn uns als feudales „herrschendes“ Feudalvieh der Dichter in seinem nächsten Drama? Warum Schlafers das Ding „Komödie“ genannt hat, ist mir nicht recht ersichtlich. Meint er, der Name thut's allein? Man sollte mit diesem Worte, das eine hohe Gattung begreift, nicht so mir nichts dir nichts um sich werfen, so lange man das ganze schöpferische Mißzeug dafür vermissen läßt! Der Titel „Pastors Niele“ geht schon eher. Denn die N o c h e n hält das ganze Stück. Hätte sie der Pfarrer, wie sie im zweiten Akt gewollt, ziehen lassen, dann, nun dann wäre die „Komödie“ überhaupt nicht vorhanden. Sie ist dem auch am besten gezeichnet. Freilich möchte ich dem Dichter nicht wünschen, daß über seiner „Niele“ alle Berliner Köchinnen zu Gericht sitzen, um ihm nachzurechnen, daß Frau Buchholz zu Gevatter gestanden, und die besten Wiße und Kallauer längst schon vom Edenstieher „Nante“ vorweggenommen wurden. Der Bruder Studio ist dem im Halbes „Jugend“ nachempfunden. Nur daß jener besser, dieser eine mit Schlagwörtern vom Bier, vom Trinken zc. austaffierte Schadlone ist. Als wirkungsvolle Karikaturen erscheinen dann noch „der alte Strickhan“ und der Schuster „Schmidt“, obwohl sie mit der „Handlung“ blutwenig zu schaffen haben. — Mit diesem Drama reist also das „königliche sächsische Hoftheater“. Die stolze Benennung „Meisterpiel“ paßt hierzu wie die Faust aufs Auge. Herr Paul Wiele gab den Pastor gewöhnlich und „verhaute“ sich nicht selten, was aber bei solch einem Zimmerlappen entschuldigt. Die „Niele“ ist — das Kompliment will ich dem Dichter zollen — eine „Parabrolle“. Frau Klara S a l b a c h, einer sonst ausgezeichneten Darstellerin von Salondamen, Gretchen im „Faust“ zc. möchte die Partie doch nicht gänzlich genug liegen, um eine „Meister“-Leistung zu geben. Herr Otto Gebühr, der Darsteller des Studenten, scheint ein erfreulich talentierter Schauspieler zu sein. Die Frau Dagmar der Frau Charlotte V a s t é, der Malming des Herrn Ludwig S t a h l, der alte Strickhan des Herrn Adolf M i l l e r gingen an. Einfach dumm in der Maske, wie eine „Schmier“-Schablone, wirkte der von Herrn Maxim K e n é gegebene Cigarrenarbeiter Christophersen. Alles in allem war der Erfolg des Stückes, nach dem „französischen“ Beifall im Parterre zu schließen, „groß“, das Dresdener „Meisterpiel“ aber ein — Scherz. — Ernst K r e o w s k i.

Kleines Feuilleton.

n. „Architektur“ hieß das Thema, über das A u g u s t E n d e l l, der Schöpfer der Innenausstattung des Wolzogen-Theaters, am Mittwoch im Architektenverein „S t i z z e“ sprach. Für den modernen Architekten sei in erster Linie die Ästhetik des Bauwerkes von Wichtigkeit; nur dem, was man in Wirklichkeit sehen könne, sei vollste Sorgfalt zu widmen. Man müsse sich dabei freilich erst gründlich über den psychologischen Vorgang des Sehens klar werden. Leiblich gut sehen könnten nur die, die sich darin übten; auch wäre es nicht wahr, daß das Menschenauge drei Dimensionen erblicke; das Auge sei vielmehr nur auf das Sehen von Flächen eingerichtet, die wir uns durch unser Wissen vom Raume in drei dimensionale Gegenstände, in Körper, undenten könnten. Wenn man sich recht über den Vorgang des Sehens klar würde, so ergebe sich daraus, daß unser Sehen nur ein Aneinanderreiben von unzähligen in unserem Gesichtsfelde auftretenden Pünktchen sei. Diese Pünktchen werden, je nach ihrer Fortbewegung, zu Linien oder zu Flächen. Durch dieses Herauf- und Herabgleiten des Auges, über das was wir uns freilich nur bei ganz großen Gegenständen, die wir aus nächster Nähe betrachten, klar werden, werde jede Form gewissermaßen zur Bewegung: eine Säule wächst vor uns, eine Knuppel wölbt sich zc. Diese Beweglichkeit der Form müsse grundlegend für die moderne Architektur werden, denn jede Ästhetik sei ein Genießen von tausend Einzelheiten, sei eine Bewegung, ein Schwingen unster Empfindungen — man denke nur an den Vortrag eines Gedichtes oder eines Musikwerkes — niemals aber Ruhe. Ueberhaupt liege das Sehen oft mit den mathematischen Lehrfächer arg im Streite. Für unser Auge sei eine Fläche nicht immer der Raum, der wenigstens von drei Linien begrenzt würde. Sehen wir z. B. eine beliebig gewählte Menge ganz unregelmäßiger und einander in keiner Weise gleichender, flächiger Figuren nebeneinander, so werden auch sie uns in ihrer Gesamtheit als Fläche erscheinen, ohne daß diese Fläche durch ununterbrochene Linien streng mathematisch begrenzt wäre. Durch derartige Flächenmusterungen ließen sich gleichfalls hohe ästhetische Wirkungen erzielen. Jemehr die Ästhetik bei einem Bauwerke, gegenüber der Konstruktion, zu Wort komme, desto höher werde auch der künstlerische Wert der betreffenden Architektur sein. Nur die äußere Haut des Gebäudes, das was jedermann sehen könne, sei, sowohl in der Einzelwirkung, wie in der Gesamtwirkung, für den Architekten wichtig. Was sich hinter dieser äußeren Haut verberge — mag es Marmor, Holz oder Eisen sein — sei für die Ästhetik gänzlich gleichgültig. Wie der Beschauer der Bennis von Wiso wohl kaum daran dächte, wie wohl die Eingeweide in diesem Körper liegen könnten, sondern sich ganz von der Schönheit der Formen gefangen nehmen ließe, ebenso müsse auch der Architekt einzig auf eine hohe künstlerische Gestaltung des allen Beschauern Sichtbaren hinarbeiten. —

cc. Die **Irrelichter** oder **Irrelichte**, die über Wiesen, Sümpfen, Kirchhöfen etc. zum Vorschein kommen sollen, eine hüpfende, unruhige Bewegung zeigen und bald wieder verschwinden, sind meist in so unbestimmter Weise beschrieben worden, daß in wissenschaftlichen Kreisen ihre Existenz überhaupt bezweifelt wurde. Sicherlich ist viel mehr phantasiert, als wirklich gesehen worden, und zweifellos ist mehrfaß faules, leuchtendes Holz sowie das Licht von Johanniswürmchen für ein Irrelicht gehalten worden. Aber eben so fädel sind manche Irrelicht-Erscheinungen bezeugt, die von einer aufgereizten Phantasie nicht vergrößert wurden. Im Programm des Gymnasiums zu Ellwangen in Württemberg hat Herr Kury die Frage noch einmal untersucht und alle beglaubigten Beobachtungen zusammengetragen. Er kommt zu dem Schluß, daß es sich um Selbstentzündung von Gasen, die aus dem Boden aufsteigen, nicht handeln kann, denn von dem Entzündungsvorgang bei der niedrigen Temperatur zur Nachtzeit könnte man sich gar keine Vorstellung machen. Ebenso wenig genügt das phosphoreszierende Licht, das manche Stoffe ausstrahlen, um gerade die am besten beglaubigten Erscheinungen von Irrelichtern zu erklären. Kury weist überhaupt die Annahme eines chemischen Ursprungs der am Boden auftauchenden Flämmchen zurück, und bringt sie mit der Luftereizbarkeit in Verbindung. Bekannt ist ja das sogenannte St. Elmsfeuer, das am häufigsten von Mastbäumen, sowie an den Aufstiegen von Hochableitern gesehen wird; es erscheint aber auch an andern Spitzen und Ecken, z. B. an den Spitzen von Bäumen und Sträuchern, an den Ohren und Nähnern von Pferden, ja selbst auf dem Kopfe von Menschen ist es schon gesehen worden. Dieselbe Ursache, die zu dem Ausgleich der Elektrizität der Erde mit derjenigen der Luft oder Wolken im St. Elmsfeuer führt, nimmt Kury auch für die Irrelichter in Anspruch, die demnach eine elektrische Ausgleichs- oder Entladungsercheinung darstellen. —

Theater.

Wolzogens „Buntes Theater“. Neuheitenabend. — Aus den Vorstellungen, welche das Münchener Ueberbrett-Kollegium der „Elf Scharfrichter“ in Berlin hatte geben wollen, ist bekanntlich nichts geworden. Sie bedurften der Censurfreiheit eines geschlossenen Vereins, um ihres Amtes richtig zu walten. Der Kompetenzstreit zwischen Scharf- und polizeilich censurierendem Sittenrichtertum soll, wie es heißt, den Plan zum Scheitern gebracht haben. Inzwischen ist es dann in München zum Vankrott gekommen. Frank Wedekind, der Seltsam-Parade, der nunmehr für ein Casspiel an dem Wolzogen-Theater gewonnen worden ist, war Haupt und Seele der Gesellschaft. Ein großer Ruf ging ihm voran, man erwartete ganz Eigenartiges. Der Prolog, mit dem er im Krastone einer Löwenbändigers die Vorstellung eröffnete, enttäuschte leider. Wären die Verse, die überhaupt in keiner Beziehung zu dem Programm des Abends standen, nicht aus irgend einer unverständlichen Laune heraus „Prolog“ betitelt gewesen, dann hätten sie, zumal sie in wirklich imposantem Löwenbändigerton vorgelesen wurden, sicher um vieles besser gewirkt. Der Titel lenkte die Spannung noch nach einer ganz verkehrten Richtung; eben die Punkte, die dieser zu versprechen schien, blieben aus, und das verstimmt. Sehr eindrucksvoll aber war die kleine Dialogscene Wedekinds „Rabbi Esra“. Der alte Rabbi, der den Sohn ermahnt, nicht zu freien, bis die Sinne gesprochen habe, und der ihm die Geschichte seiner eignen, wohl gewaltsam unterdrückten und dann mit unwiderstehlicher Kraft aufstrebenden Sinnlichkeit erzählt, wurde mit echter überzeugender Gestaltungs-kraft vom Dichter gespielt. Da war Stimmung, Steigerung und Spannung von Anfang bis zu Ende. Schade, daß Wedekind nicht auch etwas von seinen Neben vortrug!

Von den drei andern Einaktern, die der Abend brachte, war die Scene „Ein Werkzeug der Vorsehung“ von Julius Schamberg der weitaus wirksamste. Der vor Gericht durch seinen Advokaten als Beimeinlich und Werkzeug der Vorsehung gefeierte und freigeiprochene Möder, der, nur in seinem moralischen Wertbewußtsein wunderbar gestärkt, die neue Laufbahn mit einer unerschämten, an eben diesen Anwalt verübten Preskerei beginnt, ist bei aller Possenhaftigkeit der Voraussetzungen mit wirklich feiner Psychologie und überlegenem Humor gezeichnet. Die Darstellung, die die halb burleske, halb ernsthafte Rolle durch Dito Fritzsche fand, war geradezu glänzend. Ein hübscher Gedanke liegt auch dem Gumpenbergschen „Etepiete-Drama“: Die Verlobung zu Grunde. Es sollte dargehan werden, wie eine Verlobung in einer noch den Tendenzen der lex Heinze wahrhaft verlässlichen, echt deutschen Familie, in der sogar die Worte „Mann“ und „Weib“ als sexuell-bedenklich, ja als unaufrichtig verpönt sind, vor sich zu gehen habe. Manches wirkte recht lustig, nur war das Ganze für eine Aufführung zu breit ausgehoppent. Was indessen Fritzelens sogenannte Komödie „Das Stalb“ zur Ehre einer Aufführung verholgen haben möchte, blieb trotz des erklärenden Geleitwortes Wolzogens völlig geheimnisvoll.

Elsa Laura trug stimmungsvoll und mit heiterer Kammt ein paar eigene Kompositionen vor, Hans Fredy sang ein neues Lied von Oskar Straus. Der tiefste Eindring des Abends war des alten Heine großartiges „Wauderratten“-Gedicht, von Marcel Salzer glänzend recitiert. —

—dt.

Verantwortlicher Redacteur: Carl Leid in Berlin.

Aus der Pflanzenwelt.

m. Eine Pflanze, die lange nicht genug gewürdigt wird und die doch jedem Garten zur Zierde gereicht, ist *Verbascum olympicum*, die Königskerze, die zur Zeit ihrer Blüte einen wahrhaft majestätischen Eindruck macht. In jeder größeren Gärtnerei bekommt man um wenige Pfennige ein Exemplar, das, als Solitärpflanze in den Rasen gesetzt, auch ohne zu blühen, recht ansehnlich wirkt. Die großen, grautvöllig behaarten, ovalen Blätter sind rosettenförmig angeordnet. Erst im zweiten Jahre nach der Pflanzung pflügt die Königskerze zu blühen; sie treibt dann aus der Mitte einen kronenarterförmigen, bis zwei Meter hohen Blütenstand, der sich bald mit Hunderten von citronengelben Blüten bedeckt, die weißlich leuchten und von zahlreichen Insekten stets umschwärmt sind. Will man die Pflanze aus Samen ziehen, so säet man am besten gleich nach der Blüte, also im Juli, während für die Pflanzung jetzt die richtige Zeit ist. Die Anzucht aus Samen bietet übrigens keinerlei Schwierigkeit, wie überhaupt die Pflanze zu den anspruchslosesten, dankbarsten Stauden unsres Gartens gehört. —

Humoristisches.

— Red. Schusterjunge (mehrere Zeilangen in der *Postillon* bemerkend): „Reislerin, man merkt, daß Sie älter werden!“

Reislerin: „Wieso?“

Schusterjunge: „Sie haben vergessen, das Fett abzuschöpfen.“ —

— Zweideutige Antwort. „Wie hat Ihnen das Klavierkonzert gefallen?“

„Ich gestehe Ihnen offen: als ich aus dem Saal ging, wußte ich, was ein Gemuß ist.“ —

— Auch eine Beschäftigung. „Na, jetzt in der stillen Zeit ist's bei Euch wohl recht langweilig auf dem Comptoir?“

„O nein, wir haben einen Dreihümel; da fahren wir den ganzen Tag Karussell!“ —
(„Meggendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Die **Ibsen-Biographie**, welche den ersten Band der bei S. Fischer (Berlin) erscheinenden Ibsen-Ausgabe bilden soll, wird, an Stelle Dr. Schleichers, Dr. Brahm schreiben. —

— Die **Neue Bühne** veranstaltet am Sonnabend (8 1/2 Uhr abends im Reichstagenhaus) einen Vortragsabend, in dem Dr. Hans Landsberg über den Dichter Wilhelm Weigand sprechen und Marie Holgers eine Tragödie dieses Dichters, „Tessa“, vorlesen wird. —

— Der Verein für deutsches Kunstgewerbe in Berlin schreibt folgenden Wettbewerb mit drei Preisen von 400 M., 200 M. und 100 M. aus: Verlangt werden Zeichnungen zu dem Gehäuse einer Standuhr (sog. Dielenuhr). Die Uhr soll auf dem Fußboden stehend, etwa 2,40 Meter hoch gedacht werden, die Ausführung in Holz, nach Belieben auch mit Einlagen oder Beschlägen sein. Es wird Wert gelegt auf einfache, vornehm wirkende Formen, die Zeichnung soll das Gehäuse in Vorder- und Seitenansicht in 1/3 natürlicher Größe darstellen. Die Entwürfe sind spätestens am 21. Juni d. J. bei der Geschäftsstelle des Vereins für deutsches Kunstgewerbe, W. 6, Bellevuestraße 3 (Künstlerhaus), einzuliefern. —

— Die **Versuchsfahrten der Studiengesellschaft für elektrische Schnellbahnen** sollen im Herbst fortgesetzt werden, um die in Aussicht genommenen höheren Geschwindigkeiten zu erreichen und ein sicheres Urteil über die Durchführbarkeit des elektrischen Schnellbetriebes auf Vollbahnen in technischer und wirtschaftlicher Beziehung zu gewinnen. Der Eisenbahnminister hat sich bereit erklärt, der Studiengesellschaft den weiter erforderlichen stärkeren Oberbau zu überweisen. Die Höchstgeschwindigkeit, für welche die elektrischen Einrichtungen gebaut sind, konnte auf dem verhältnismäßig schwachen Oberbau der Militär-Eisenbahn nicht mit Sicherheit erreicht werden. Die bisher erzielte Höchstgeschwindigkeit war bekanntlich 100 Kilometer in einer Stunde oder 44 Meter in der Sekunde. —

— Ein **Preisanschreiben** von 30 000 M. erklärt der Verein der Spiritus-Fabrikanten in Deutschland in Verbindung mit der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft und zahlreichen landwirtschaftlichen Körperschaften und unter Beteiligung der preussischen landwirtschaftlichen Verwaltung sowie mehrerer Bundesstaaten. Es handelt sich um Gewinnung eines Verfahrens, welches die Ueberführung der Kartoffeln in ein Dauerfutter gestattet. Die Unterlagen für das Preisanschreiben sind von der Anstalt für Gärungsgewerbe, Berlin N. 65, Seefstraße, zu beziehen. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 18. Mai.

Druck und Verlag von Max Bading in Berlin.